State Hist Society #1511


# Nebraska Staats-Anzeiger.

Lincoln, Neb., Donnerstag, 28. September 1893. (Unabhängiges Organ für den Staat Nebraska.) Jahrgang 14. No. 19.


## Die franko russischen Brüder

Wenn man den jüngsten Depeschen aus Petersburg und Paris trauen darf, — und es liegt nicht der geringste Grund zu Mißtrauen vor — so hat der Selbstherrscher aller Reußen einen den Paroxysmus der französischen Russenbegeisterung erheblich abkühlenden Wasserstrahl von der Newa nach der Seine gesandt und dadurch die lieben Brüder in Frankreich wieder einmal stutzig gemacht. Dem russischen Bär ist das allzulaute Kikeriki des gallischen Hahns unangenehm. Er hat zwar nichts dagegen, dem französischen Hühnerhofe einen Besuch abzustatten, aber deßwegen möchte er noch lange nicht als Familienglied angesehen werden, ebenso wenig wie Reinecke Fuchs die Meerkatzen als Muhmen und Vettern anerkennen wollte, als er sie nicht mehr brauchte. Die Russen wollen sich gerne ein bischen Liebäugeln mit den Franzosen gefallen lassen, so lange dabei etwas Praktisches für sie herauskommt, aber zu festen Zugeständnissen und Versprechungen scheinen sie nicht geneigt zu sein. Nachdem jetzt französische Blätter angedeutet haben, daß die ganze Russentollheit in Frankreich von den Russen selbst mit der Absicht angefacht und genährt worden sei, den günstigen Zeitpunkt zu wahren und das französische Volk anzupumpen, ist die russische Regierung plötzlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Franzosen gar zu laut krähen und jauchzen, und daß weniger Geschrei und mehr Wolle wünschenswerth sei. Ob die Franzosen diesem Wunsche des Russenkaisers nachgeben werden, ist fraglich. Versuchen werden sie es, aber es wird ihnen schwer fallen.

Und doch sollten sie, was sie bisher jedenfalls gethan haben und noch thun, die Bedeutung des russischen Flottenbesuches nicht überschätzen. Die Vorgeschichte dieses Besuches legt ihnen eine gemäßigte Beurtheilung nahe genug. Am 1. September 1891 legte der Abgeordnete Pichon in der französischen Kammer einen Bericht über das auswärtige Budget vor, der die Stelle enthielt: „Wir haben Niemand zu fürchten und durch unsere Klugheit Freundschaften gewonnen, die uns unerschütterliches Vertrauen in die vergeltende Gerechtigkeit verleihen. Freudig begrüßen wir dieses Morgenroth, das sich über unsere nächsten Geschicke erhebt." Mit diesem Morgenroth war die Freundschaft mit Rußland gemeint, die kurz zuvor durch die Kronstadter Festtage eine glänzende Bekräftigung erhalten zu haben schien. Am 23. Juli war das von Admiral Gervais befehligte Geschwader vor der russischen Seefeste erschienen, womit nun eine Reihe von Festlichkeiten begann, deren Grundgedanke die dereinst auf dem Schlachtfeld zu bewährende Waffenbrüderschaft von Russen und Franzosen war. Es ist noch in Jedermann's Gedächtniß, wie der Czar selbst zum Empfang der Gäste erschien, wie er aus Hochachtung vor der Marseillaise sein Haupt entblößte und den französischen Revolutionsgesang stehend anhörte. Seitdem sind zwei Jahre und darüber verflossen und seitdem harrten die Franzosen Tag für Tag ungeduldig auf die höfliche Erwiderung ihres Besuches. Der Czar hat sie lange warten lassen und damit bewiesen, daß er das allzufeurige Emporlodern der französischen Hoffnungen und des französischen Thatendranges nicht wünscht. Wenn er jetzt das heiße Sehnen Frankreich's erfüllt, so beweist er lediglich, daß er jene Hoffnungen nicht ganz sinken lassen und den Zweck der Kronstadter Festtage nicht vereiteln will. Daß aber bei dem Jubel, den der Besuch der russischen Gäste in ganz Frankreich entfesseln wird, politisch mehr herauskommen werde, als bei dem Kronstadter Besuche, ist kaum anzunehmen. Es liegt auch nicht der geringste Grund zu der Annahme vor, daß der Czar heute mehr geneigt sei als damals, wegen Elsaß-Lothringen's einen Krieg zu entfesseln. Damals ist dem Verbrüderungsrausch sehr rasch ein starker Katzenjammer gefolgt. In Petersburg war man verstimmt, daß die geräuschvolle Kundgebung nicht einmal die Wirkung hatte, den Erfolg der 500-Millionen-Anleihe zu sichern, und als im folgenden Jahr eine Hungersnoth im Czarenreich ausbrach, brachten die Pariser Sammlungen ein geradezu klägliches Ergebniß. Anderseits war man in Paris ungeduldig, greifbare Früchte der Champagner-Begeisterung entsteigen zu sehen, und richtete die unmuthige Frage nach Paris: Alliance ou flirt? Ist es ein ernsthaftes Verhältniß, oder ist es ein Liebesgetändel, bei dem wir die Betrogenen sind? Und auch jetzt lassen sich wieder ähnliche Stimmen vernehmen. So schreibt das Pariser „Petit-Journal" in einem von seinem Chef-Redakteur Judet unterzeichneten Artikel: „Der Verschwörung unserer Nebenbuhler, welche die Ausrottung der französischen Republik wollen, kann nur die russische Allianz in Europa die Wage halten. Sie besteht schon in den Ideen, in den Gefühlen, in der Staatsraison und ist durch die beiderseitigen Bedürfnisse oder Gefahren geboten, allein sie wäre nur ein Wahn, wenn sie nicht praktischer aufträte, wenn sie nicht zur greifbaren Wirklichkeit würde, wenn das Schutz- und Trutzverhältniß beider Länder nicht eine festere Gestalt annähme. Wir freuen uns über das Kommen der russischen Schiffe nach dem Hafen von Toulon; es wird die brüderliche Solidarität der beiden Rassen kräftigen. Aber die Machthaber Frankreich's müssen ein höheres Ziel anstreben, sie müssen darauf bedacht sein, daß ein Schriftstück von unanfechtbarer Rechtskraft besiegelt, was die Herzen der Russen und Franzosen einmüthig herbeisehnen. Wir wünschen, daß das offizielle Rußland weniger Vorsicht und Berechnung hege."

Bis die Franzosen dieses Ziel erreichen, werden sie sich wohl noch eine weitere Spanne Zeit gedulden müssen. Die jüngste Kundgebung des „offiziellen Rußlands" sieht gar nicht darnach aus, als ob es gesinnt sei, dem heißen Sehnen der Franzosen nach einem festen Bündniß nachzugeben. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Besuch der russischen Flotte nicht an sich ein bedeutungsvolles politisches Ereigniß sei. Er ist immerhin ein weiteres Glied in einer Kette von Thatsachen, die der politischen Gesammtlage ein immer bestimmteres und ernsteres Gesicht aufprägen. Schon die Wirkung ist nicht zu unterschätzen, daß bei den Franzosen Ungeduld und Selbstgefühl in erheblichem Maße sich noch steigern werden. Und am wenigsten beruhigend ist der Umstand, daß ein Theil der russischen Fahrzeuge nicht wieder abzieht, sondern sich anschickt, im Mittelmeere zu bleiben. In Italien wird man in diesen Russen, wenn sie in Corsica Station machen, eine sehr unbequeme Nachbarschaft erblicken, und die Perspective wird nicht erfreulicher, wenn man sich vorstellt, daß dieses russische Geschwader eines Tages dazu bestimmt sein könnte, sich mit einem aus dem Schwarzen Meer auslaufenden Geschwader zu vereinigen.

## Nach hundert Jahren.

Der letzte Montag war ein bedeutungsvoller Tag in der Geschichte der Vereinigten Staaten; waren doch gerade hundert Jahre verflossen seit jenem Morgen, wo George Washington, der gefeierte erste Präsident unserer großen Republik, die sinnige Ceremonie der Grundsteinlegung vollzog zu dem hehren Bau, der fortan die Versammlungsstätte, die Gesetzgebungshalle für die höchsten Vertreter aller zum neuen Bunde gehörigen Staaten abgeben sollte. Ein großer Gedanke war es, gerade das kleine Dörfchen am Potomac Flusse auszuwählen für die Ehre, in seiner Mitte das Capitol der neuen Welt entstehen zu sehen, welches den Namen des großen Feldherrn im Unabhängigkeits-Kriege, der nunmehr auch als höchstes Haupt der neuen freien Staaten-Vereinigung fungirte, trug. An den Namen Washington knüpften sich doch die Erinnerungen an alle Siege, welche die jetzt freien unabhängigen Colonien über England, daß sie nur als ergiebige Steuer-Citrone benutzt hatte, errangen; er war der bezaubernde Talisman, der vier Jahre nach überstandener Kriegesnoth die wieder aus dem Leim zu gehen drohende Republik rettete, und dessen Träger am 30. April 1789 in New York zum ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt wurde.

Freilich, der damals errichtete Gesetzpalast war noch nicht jenes stolze Marmorschloß, das heute alle Besucher unserer Bundeshauptstadt entzückt; imposant nach damaligen Begriffen aber war er immerhin. Im August des Jahres 1814 brannten ihn die Engländer nieder und erst in den Jahren 1818 bis 1825 wurde er wieder aufgebaut; seine jetzige Gestalt erhielt er aber erst in dem Jahre 1850.

Der denkwürdige hunderste Jahrestag der Grundsteinlegung jenes köstlichsten Gebäudes unseres Landes ist, wie es sich gebührt, zu Washington feierlich begangen worden. Der in Extrasitzung versammelte Congreß, Präsident und Vice-Präsident und andere hohe Würdenträger nahmen daran Theil, eine große Menschenmenge durchwogte die Hauptstadt der Freiheit, Paraden, militärische und civile, fanden statt und mächtige Redner ließen sich hören. Patrick Henry aus Virginien, der direkte Nachkomme jenes großen Henry, der in der gewaltigen Befreiungsepoche unseres schönen Heimathslandes eine so große Rolle spielte, selber ein verdienstvoller Staatsmann, hielt die Hauptrede in begeisternder Weise, und Vice-Präsident Stevenson sprach nach ihm, ebenfalls in hochpatriotischen Worten; bedeutsamer aber als die Produkte glänzender Beredtsamkeit beider Herren ist die kleine Ansprache des Präsidenten Cleveland, mit welcher die Feier eröffnet wurde. In derselben wird dem zur Zeit in Washington tagenden, schachernden, winselnden und wuserlnden Schwätz-Congreß so recht eigentlich einmal der Kümmel gerieben, und es ist wahrlich werth, daß ein jeder guter Bürger sie vernehme. Hier ist sie:

„Indem ich mit großer Genugthuung die mir bei dieser Gelegenheit zugewiesene Rolle übernehme, vermag ich mich trotzdem der ernsten Betrachtungen nicht zu entschlagen, welche diese Feierlichkeiten in meiner Seele erregen. Diejenigen, welche glauben, daß wir mit nichts anderem beschäftigt sind, als den Beginn eines prachtvollen Bauwerkes zu feiern, welches für wichtige öffentliche Zwecke bestimmt ist, haben die nützlichste und heilsamste Lehre dieses wichtigen Momentes übersehen. Freilich feiern wir das Ereigniß der Legung des Eckstein, welchem dieses herrliche Gebäude entsprossen ist, dessen großartige Verhältnisse den Stolz jedes amerikanischen Bürgers bilden; unsere Feier jedoch ist hauptsächlich deßhalb werthvoll und eindringlich, weil dieses Gebäude von großen, guten Männern entworfen und geplant war als eine Stätte, wo die Grundsätze einer freien Regierung entwickelt werden sollten in patriotischer Gesetzgebung zum Besten eines freien Volkes. Wenn Vertreter des Volkes, welche sich hier versammeln, um Gesetze für ihre Mitbürger zu machen, der Pflicht einer weitherzigen, uneigennützigen Vaterlandsliebe uneingedenk Gesetze schaffen, indem sie in Vorurtheilen und Leidenschaft befangen sind oder im Interesse von Cliquen oder ihres eigenen lieben Ich, dann wird die Zeit, wo der Eckstein unseres Capitols gelegt wurde, und die damit verbundenen Umstände einer Gedächtnißfeier nicht würdig sein.

Die mit diesem Gebäude und dessen Bestimmung verbundene Empfindung und die mit denselben gemachten Ueberlieferungen sind allen Bewohnern dieses Landes gemeinsam. Dieselben sind äußerst werthvoll als ernste Mahner zur Vaterlandsliebe bei der Erledigung unserer öffentlichen Pflichten und in manchem Kampfe für die öffentliche Wohlfahrt. Dieselben liefern ferner einen Maßstab, nach welchem unser Volk die Handlungsweise seiner Diener beurtheilen kann. Die unerbittliche Anlegung dieses Maßstabes wird stets den Beweis liefern, daß unsere Landsleute den Werth der freien Einrichtung schätzen werden, welche von denjenigen, welche den Eckstein ihres Capitols legten, geplant und aufgebaut wurden und daß sie die Nothwendigkeit einer steten und eifersüchtigen Wachsamkeit als einer unerläßlichen Bedingung für die Erhaltung dieser Einrichtungen in ihrer Reinheit und Unversehrtheit einsehen werden. Ich glaube, unsere Mitbürger haben keine größere oder bessere Ursache, sich bei dieser hundertjährigen Feier zu freuen, als wie sie in der Versicherung gefunden werden kann, daß die Diener des Volkes, welche sich in diesen Hallen versammeln, die Empfindung und die Ueberlieferungen, welche mit dieser Feier verknüpft sind, wahren und hüten werden und daß in künftigen Tagen diejenigen, welche abermals die Legung des Ecksteins des Capitols der Nation feiern werden, in der Erwähnung unserer Pflichterfüllung nicht weniger Grund haben werden zur Begeisterung und zur gegenseitigen Beglückwünschung, als wir sie finden in der Erinnerung an die Weisheit und die Tugenden derer, die uns vorangegangen sind."

## Admiral de Mellos stellt den Behörden Rio Janeiro's ein Ultimatum.

In Rio de Janeiro befinden sich zur Zeit zwei britische Kriegsschiffe, die Sirus und die Beagle. Die Sirus ist ein Kreuzer mit Doppelschraube von 3,600 Tonnen Gehalt mit 9,000 Pferdekraft. Sie ist das Schiff des Commodore des britischen Geschwaders an der Südostküste von Amerika. Ihr Capitän ist Wm. M. Long. Die Beagle ist eine Corvette mit Doppelschraube, hat 1,170 Tonnen Gehalt und Maschinen von 2,000 Pferdekraft. Ihr Befehlshaber ist Reginald B. Neeld.

Ein bedeutendes Londoner Bankhaus, das mit Süd-Amerika und besonders Brasilien in engster Verbindung steht, erhielt am Montag Morgen von seinem Agenten in Rio Janeiro eine Depesche, welche sehr zuverlässige Nachrichten über die Zustände in der Stadt enthält. — Demnach sandte Admiral de Mellos, der Führer der in der Bai von Rio liegenden Insurgentenflotte einen Offizier mit einer weißen Flagge und einer Bootsmannsschaft an Land. Dem Offizier wurde die Landung gestattet, und er wurde zu dem Commandeur der Regierungstruppen in Rio geleitet. Diesem Offizier überreichte der Parlamentär einen Brief von Admiral de Mellos, welcher, wie sich später herausstellte, das Ultimatum des Insurgentenführers enthielt. Admiral de Mellos erklärt in seinem Ultimatum, er sei entschlossen, die Stadt Rio de Janeiro auf eine Weise beschießen zu lassen, wogegen alle früheren Beschießungen nur Kinderspiel gewesen seien, wenn die Stadt sich nicht sofort übergeben würde.

Wie es heißt, hat de Mellos den Behörden der Stadt nur wenige Stunden Bedenkzeit zur Beantwortung seines Ultimatums gegeben und hat angekündigt, daß er sich nur auf sofortige, bedingungslose Uebergabe der Stadt einlassen werde. Sofort nach erhaltener Abweisung seines Verlangens soll das Bombardement beginnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß de Mellos des langen Zauderns müde ist und energisch vorzugehen gedenkt. Wenn die Stadt nicht sofort übergeben wird, steht ihr ein Bombardement von 30 Schiffen aller Art bevor, denn außer den Kriegsschiffen sind auch eine Anzahl Schleppboote von den Insurgenten mit Geschützen versehen worden. Es heißt, de Mellos werde seine Flotte der Küste entlang Aufstellung nehmen lassen, und auf ein gegebenes Zeichen soll dann von allen Seiten mit allen den Insurgenten zur Verfügung stehenden Geschützen das Bombardement auf die Stadt beginnen. Dies würde eine furchtbare Verwüstung in der Stadt und großen Verlust an Menschenleben zur Folge haben.

Diese Thatsachen sind angeblich den Vertretern der fremden Mächte in Rio mitgetheilt worden, und diese versuchen alles, um die Insurgenten von ihrem Vorhaben abzubringen. Bis zu der Zeit, wo die Depesche abgesandt wurde, war es den Vertretern der fremden Mächte und den Capitänen der fremden Kriegsschiffe jedoch nicht gelungen, den Entschluß des Insurgenten-Admirals zu ändern. In Rio herrscht eine panikartige Aufregung. Die Straßen sind voll von Leuten, die ihre Habseligkeiten wegschleppen, oder, all' ihr Eigenthum zurücklassend, sich beeilen, aus der Stadt zu fliehen, ehe die Beschießung beginnt. Denn wenn die Stadt nicht übergeben wird, so mag sie bald nur noch ein Schutthaufen sein. Kaufleute und sonstige Geschäftsleute schließen ihre Lokale, packen ihre Waaren in die Kellergewölbe und suchen dann selber das Weite, ehe die Granaten und Bomben der Rebellen ihr Zerstörungswerk beginnen.

Ueberall herrscht fürchterliche Verwirrung, und die städtischen Behörden werden von allen Seiten ersucht, die Beschießung der Stadt durch Uebergabe zu verhüten. Es wird jetzt zugegeben, daß die Forts gegen die Rebellenschiffe zum Schutze der Stadt nichts ausrichten können und daß die Besatzung der Stadt selbst die ganze Vertheidigung übernehmen muß. Aber alle Anstrengungen der bereits sehr demoralisirten Truppen werden gegen das schreckliche Bombardement, dem Rio vielleicht ausgesetzt werden wird, von wenig oder keinem Nutzen sein. Infanterie und reitende Artillerie kann gegen das Feuer der schweren Schiffskanonen nichts ausrichten, denn die Schiffe können außer Schußweite der Feldgeschütze Stellung nehmen und alle Theile der unglücklichen Stadt mit Granaten überschütten. Außerdem gehen die Lebensmittel in Rio auf die Neige und die Frage der Uebergabe ist bereits vor Empfang des Ultimatums von den städtischen Behörden erwogen worden. In der Stadt wird allgemein die Meinung laut, daß die Behörden durch ihre Weigerung der Uebergabe nur die Stadt Rio der Vernichtung preisgäben, ohne dem Präsidenten Peixoto etwas zu nützen.

Während nun Rio dicht vor der Uebergabe steht, ist es drei Rebellenschiffen, der Audibon, der Primero Marzo und der Republica gelungen, den Hafen von Santos zu erreichen und nach der Androhung der Beschießung eine starke Truppenmacht zu landen. Als diese Depesche abging, bereiteten sich die Insurgenten zum Sturm auf Santos vor. Die Regierungstruppen in Santos leisteten tapferen Widerstand gegen die Landung der Insurgenten, und ein hitziges Gefecht fand statt. Der Erfolg des Sturmes auf die Stadt ist noch nicht bekannt, doch glaubt man, daß den Insurgenten die Einnahme schließlich gelingen werde.

## Ernennung des Präsidenten

Der Präsident übersandte am Mittwoch dem Senat folgende Ernennung zur Bestätigung:

William B. Hornblower von New York zum Mitglied des Bundesobergerichts an Stelle des verstorbenen Bundesoberrichters Samuel Blatchford.

William Butler Hornblower wurde am 13. Mai 1851 als Sohn des presbyterianischen Geistlichen Dr. William H. Hornblower in Patterson, N. J., geboren. Der letztere war der Sohn eines hervorragenden Juristen, des Oberrichters Joseph C. Hornblower von New Jersey. Nach Absolvirung der „Collegiate School" von George P. Quackenbos in New York trat er in's Princeton College ein, wo sein Fleiß und Fähigkeiten ihm bald einen hervorragenden Platz unter seinen Mitschülern sicherten. Er graduirte im Jahre 1871 und studirte dann die Rechte auf dem Columbia College, das er mit dem Doktortitel verließ. Nachdem er in demselben Jahre zum Barreau zugelassen war, trat er als Clerk bei der New Yorker Advokatenfirma Carter & Eaton ein, die ihn bald als Theilhaber aufnahm. Er gewann bald einen Ruf als Anwalt und bildete im Jahre 1888 mit einem andern Anwalt die Firma Hornblower & Byrne, die gegenwärtig den Namen Hornblower, Byrne & Taylor führt.

Herr Hornblower bringt zu dem hohen Amte, zu dem er berufen ist, eine reiche Erfahrung mit. Er ist namentlich ein gründlicher Kenner der auf Korporationen bezüglichen Gesetzgebung und hat einige vorzügliche Abhandlungen über einschlägliche Rechtsfragen geschrieben. Er ist seit Jahren der Anwalt der New York Life Insurance Company und zeichnete sich bei dem Grant & Ward'schen Bankerott dadurch aus, daß er, als Anwalt des Receivers, einige die Gläubiger der Firma schwer schädigende Transaktionen verhinderte. Im Jahre 1890 wurde er vom Gouverneur zum Mitglied der von der Legislatur geschaffenen Kommission, die Amendements zu den auf die richterliche Gewalt des Staates bezüglichen Bestimmungen der Verfassung entwerfen sollte, ernannt. Der neuernannte Richter ist der Präsident der „Princeton Alumni Association" und gehört folgenden Klubs als Mitglied an: Manhattan, University, Princeton City, Democratic, Reform und Metropolitan.

Als Mitglied der „Bar Association" war Herr Hornblower mit unter den eifrigsten Befürwortern der Einleitung eines auf Amtsentsetzung abzielenden Verfahrens gegen Richter Bookstaver in der Flack'schen Scheidungsangelegenheit. Er gehörte dem Spezial-Comite an, das die Anschuldigungen gegen Richter Maynard untersuchte, und denselben in so schonungsloser Weise an den Pranger stellte.

Herr Hornblower heirathete im Jahre 1882 eine Tochter von William E. Sanford von New Haven. Dieselbe ist vor einigen Jahren gestorben, zwei Söhne und eine Tochter sind aus der Ehe hervorgegangen.

Abgesehen von Richter Story, der im 32. Lebensjahre zum beisitzenden Richter des höchsten Tribunals des Landes ernannt wurde, ist Herr Hornblower der jüngste Richter, der je im Ober-Bundesgericht gesessen hat.

Senator Hill lehnte es ab, sich über die Ernennung des Herrn Hornblower zu äußern, nur bemerkte er, daß die Demokraten von New York enttäuscht sein würden, weil sie die Ernennung des Appellrichters Rufus W. Peckham erwartet hatten.

Senator McPherson war von der Ernennung sehr befriedigt und erklärte, Herr Hornblower sei ein Mann von festem Charakter und bedeutenden juristischen Anlagen. Er entstamme einer alten Juristenfamilie, denn sein Vater sei Chief-Justice von New Jersey und sein Großvater ein bekannter Anwalt gewesen.

## Zur Geschäftslage.

Obschon der Finanzkrach der Banken und die Fallimente großer Handels- und Industrie-Etablissemente nachgelassen und sich heute so ziemlich auf das gewöhnliche landesübliche Maß reduzirt haben und trotzdem viele Fabriken ihre zeitweise geschlossenen Thüren wieder öffneten und nun weiter arbeiten lassen, kehrt das öffentliche Zutrauen im Geschäftsleben nur langsam zurück. Es bestehen hiefür hauptsächlich dreierlei Gründe. Zunächst kehrt das einmal erschütterte Zutrauen in die öffentliche Creditfähigkeit im Geschäftsleben naturgemäß nicht so schnell wieder zurück, als es aus den Fugen gehoben wird. Sodann hat unser Bundessenat sein redlich' Theil dazu beigetragen und trägt heute noch dazu bei, das finanzielle Mißtrauen zu erhalten. Während das Repräsentantenhaus, so viel an ihm, die Währungsfrage, welche ohne Zweifel eine bedeutende Rolle in der Geschäftskrisis gespielt hat, rasch in geregelte Bahnen lenkte, drückt sich der Senat um die Sache herum, wie die Katze um den heißen Brei. Und doch ist die ganze Angelegenheit keine politische Parteifrage, wie von allen Seiten zugestanden wird. Man kann sich des Eindruckes kaum erwehren, daß die Herren Senatoren, welche der in Mehrzahl Millionäre und fast alle in industriellen Handels- oder sonstigen Spekulationsunterunternehmungen betheiligt sind, die Geldknappheit zu verlängern und auszunutzen versuchen, um, wie man sagt, mit einer Wurst nach einer Speckseite zu werfen. Es wäre hohe Zeit, daß der Trödelei ein Ende gemacht würde. — Ein dritter, ebenfalls nicht unwesentlicher Punkt für das Andauern der geschäftlichen Krisis war die fast im ganzen Lande anhaltende Dürre, welche die soviel versprechende Ernte vielerorts zu beeinträchtigen drohte.

Wo Handel und Industrie stocken, ist es doppelt schlimm, wenn auch die Ernteaussichten sich mindern. Glücklicherweise haben sich diese letzteren in den jüngsten Tagen wieder etwas gebessert und auch im allgemeinen Geschäftsleben fängt es an, langsam wieder zu „ziehen", so daß also kein Grund vorhanden ist, mit allzutrübem Blick in die Zukunft zu sehen.

## Erinnerungen eines Schlachtenmalers.

In dem soeben erschienenen achten Hefte der Monatsschrift „Die Waffen nieder!" veröffentlicht der berühmte russische Maler Wereschagin ergreifende Schilderungen seiner Erlebnisse im russisch-türkischen Kriege. Wir entnehmen dem Aufsatz folgende Stellen: „Um besser zu begreifen, was der Krieg ist, beschloß ich, mich über Alles mit eigenen Augen zu überzeugen: ich habe den Feind mit der Infanterie angegriffen und—es kam auch vor—die Soldaten zum Sturm geführt; ich habe an den Kavallerie-Ueberfällen und -Treffen theilgenommen und ging mit Marinesoldaten an die Attacke größerer Schiffe mittelst eines Minenträgers. Bei diesem letzteren Anlaß wurde ich für meine Neugierde mit einer ernsten Wunde bestraft, welche mich beinahe in's Jenseits gebracht hätte, um dort meine Beobachtungen fortzusetzen. Anderseits aber hat dieser Versuch mir die Gelegenheit geboten, Beobachtungen anzustellen, wie es mit den Verwundeten im Kriege beschaffen ist—und meine Bilder haben dies dargestellt. Es ist schwer wiederzugeben, mit Worten zu schildern, was ein Gefecht oder die Hitze des Gefechts ist, indem jede Minute in demselben etwas Neues, Unerwartetes bringt. Die Theilnahme am Gefecht wirkt allerdings nicht blos nur auf mich, sondern auf Jeden aufregend: die Leute werden geradezu wahnsinnig, schimpfen und schreien derart, daß zu Ende des Kampfes Alle, vom General bis zum Soldaten, heiser werden. Trotzdem man durch die Kampfwuth hingerissen wird, ist man sich der Nähe des Todes stets bewußt, und als ich in's Feuer kam, habe ich stets erwartet: „Bald, gleich wird's mich erreichen." Dabei dachte ich stets: „Und hast Du es nöthig gehabt, Dich hierher vorzudrängen, hast Du Dich nicht in der Ferne halten können? — Jetzt, Bruder, bezahle für Deine Voreiligkeit...." Während ich dabei gehörig beschossen wurde, habe ich doch— nein, nein, ich habe sogar die neben meinen Ohren vorbeisausenden Kugeln und Granaten beugend begrüßt.— Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß bei allen Kriegen, in allen Gefechten die beiden kämpfenden Parteien innig davon überzeugt sind, daß sie unmittelbar nach Gottes Weisung und unter dessen unmittelbarem und besonderem Schutze wirken. Nicht blos bei der Kriegserklärung, sondern auch vor den Schlachten und während der Gefechte wird Gott genannt und auf verschiedene Art angerufen. Während der großen Schlacht bei Plewna haben die Russen vom frühesten Morgen Gottesdienste um Gewährung des Sieges abgehalten, während die Türken den ganzen Tag hindurch unaufhörlich den Namen Allahs anriefen! In dem gegebenen Falle hat die Praxis die auf die Einwirkung und den Schutz Gottes zu Gunsten der einen oder der anderen Partei gehegten Hoffnungen nicht gerechtfertigt: Bei den Russen betrugen die Abgänge von der Front nahezu 18,000 Mann, während bei den Türken ungefähr 15,000 blieben.

Ich hatte schon Gelegenheit zu sagen, daß jede Vorausberechnung bezüglich der Hilfe für die Verwundeten im Ernstfalle unzulänglich erscheint. Man bereitet sich auf die Aufnahme von 5000 Verwundeten vor; es zeigt sich aber, daß es deren 10,000 gibt! Dort fehlt es an Chinin, hier an Chloroform. Ein arger Mißbrauch wird damit getrieben, daß man anstatt des theueren Chinins irgend ein wirkungsloses weißes Gemenge verabreicht. Den für die Verwundeten bestimmten Wein, Thee u. s. w. trinken häufig die Offiziere aus. Man verbindet die Verwundeten in aller Hast und es bleiben dennoch Tausende tagelang unverbunden und unverpflegt. Sehr belehrend ist es, den Verbandplatz am nächsten Tage nach der Schlacht zu besuchen. — „Nun, wie geht's Dir heute?" fragt der Doktor einen stämmigen Soldaten, dessen fiebergühende Wangen dunkelroth wie Päonien gefärbt sind.—„Besser, Euer Hochwohlgeboren, viel besser, mit Gottes Hilfe werde ich mich jetzt erholen."—„Er wird die heutige Nacht nicht überleben," bemerkt zu mir der Arzt auf französisch.— „Nun, und wie sieht's mit Dir?"— „Besser, Euer Hochwohlgeboren; jetzt ist's mir leichter, nur da oberhalb gibt es jetzt etwas, als ob—" —„Der Brand zeigt sich," sagt wiederum der Doktor, „in wenigen Stunden ist es vorbei." So kommt mir ein junger Kosake in Erinnerung, welcher mit blassem, wachsgelbem, von wunderbaren kastanienbraunen Haaren umrahmtem Gesichte vor mir dalag und der mit leiser, stets mehr und mehr absterbender Stimme flehte, man möge ihn in die heimathlichen Steppen an den Don senden: „Dort werde ich mich erholen, bringen Sie mich weg, bringen Sie mich sobald als möglich weg!"—Einen Tag nachher hat er sich an mich mit derselben Bitte gewendet, und er wurde weggebracht, nur nicht an den Don, sondern in das —Massengrab. Ich weiß nicht, wie in anderen Armeen die barmherzigen Schwestern arbeiten. Ich kann sagen, daß die russischen barmherzigen Schwestern sich als wahre Heldinnen zeigten und nicht blos jene, welche aus Selbstverleugnung dienten, sondern auch solche, die mit Gehalt angestellt waren. Alle, ohne Ausnahme, kannten keine Ermüdung, wohnten eng und erbärmlich, speisten in der Eile was immer und wo immer und waren nie unwillig. Nach Abschluß des Waffenstillstandes, nachdem die Nerven durch Ueberanstrengung auf das Aeußerste abgespannt waren, erlagen die Armen in Folge der Erschöpfung und des Typhus zu Dutzenden. Die Aerzte verloren manchmal die Kräfte, die barmherzigen Schwestern niemals; die Aerzte verloren manches Mal die Geduld inmitten des sie umgebenden Jammer- und Klagegeschreies —die Schwestern aber nie.

Einem an mehreren Stellen Verwundeten nähert sich der Arzt nicht anders, als mit einer starken Cigarre im Munde—während ein Schwesterchen, nachdem es sich über einen solchen Verwundeten gebeugt hat, sich so lange nicht aufrichtet, bis es Alles gewaschen und verbunden hat. Und wie oft müssen sie trösten, beruhigen, versöhnen, wie viele Briefe schreiben und solche vorlesen, Einnahmen und Ausgaben einschreiben und dergleichen!—Man hat mir deshalb Ausstellungen gemacht, daß ich Schattenseiten des Krieges, blos entsetzliche Seiten zum Vorwurf genommen habe; ich antworte aber darauf, daß nicht wenige im höchsten Grade dramatische Sujets vorhanden waren, vor welchen ich direkt zurückgewichen bin, indem ich mich nicht im Stande fühlte, dieselben auf der Leinwand wiederzugeben. Mein Bruder, welcher beim General Skobeleff Ordonnanz war, wurde beim dritten Sturme auf Plewna getödtet und nachdem der Ort, wo er fiel, vom Feinde bald besetzt wurde, konnte ich seinen Leichnam nicht bergen. Als sich nach drei Monaten Plewna ergeben hatte, ging ich an jene Stelle und fand dieselbe mit Leichen der Gefallenen oder richtiger, mit deren Skeletten bedeckt. So viel ich ihn auch suchen mochte, sah ich blos überall mir entgegengrinsende Schädel und hier und da noch mit Hemden und Fetzen bekleidete Skelette, die mit den Händen irgendwo in die Ferne hinwiesen. Welcher von diesen war mein Bruder? Ich habe die Kleiderreste genau betrachtet, die Schädelknochen, die Augenhöhlen und—ich hielt es nicht aus: die Thränen flossen in Strömen und lange konnte ich dem lauten Weinen nicht Einhalt gebieten. Trotzdem setzte ich mich nieder und entwarf eine Skizze dieser in vollem Sinne des Wortes an Dantes Bilder der Hölle erinnernden Stelle. Ein solches Bild mit meiner Gestalt inmitten aller dieser Skelette, dieselben auseinanderwerfend, wollte ich wiedergeben; aber sogar nach einem Jahre, nach zwei Jahren schnürten mir dieselben Thränen die Kehle zu, sobald ich mich an diese Leinwand machte, und sie ließen mich nicht fortsetzen—so daß ich nicht im Stande war, dieses Bild zu vollenden."

Von Geistlichen, so behauptet ein Statistiker, werden 42 Prozent 70 Jahre alt, von Farmern 40, von Kaufleuten 33, von Soldaten und Clerks 32, von Advokaten 29, von Lehrern 28, von Aerzten 24.

Von den 200 Millionen Stahlfedern, welche alljährlich auf der Erde verbraucht werden, stammen 30,000,000 aus amerikanischen Fabriken. Erfunden wurde die Stahlfeder im Jahre 1803.

Nur 5,000 Schüsse soll man aus einer neuen Gatling-Kanone mit Hilfe eines elektrischen Motors in einer Minute abzufeuern vermögen. Ohne den Letzteren, so wird behauptet, könne man 3129 Schüsse in der angegebenen Zeit aus dieser Massenmord-Maschine abgeben.

Der schnellste Küstendampfer dieses Landes, wenn nicht der Welt, ist der „El Cid," welcher neulich zu seiner ersten Fahrt von New Orleans nach New York nur 4 Tage 2 Stunden und 15 Minuten brauchte und somit die schnellste zwischen diesen beiden Häfen jemals ausgeführte Reise machte. An einem Tage legte das Fahrzeug 450 Meilen zurück.

Daß Dachshunde zum Drehen des Bratspießes in früheren Zeiten abgerichtet wurden, dürfte wenig mehr bekannt sein. Im Jahre 1742 entführte in Bath, England, ein Spaßvogel am Samstagabend alle derartig dressirten Köter, so daß sämmtliche Bürger auf ihren Sonntagsbraten verzichten mußten. Da sind wir mit unserer Kochkunst heute freilich besser daran.

## Der Schlangentanz der Hopi.

Ueber eine merkwürdige religiöse Ceremonie der Hopi, eines Indianerstammes in dem trockenen Tafellande, dem ödesten Theile Arizonas, berichtet ein Augenzeuge:

Jedes Jahr, Ende Februar, führen die Hopi den Schwarzwasserschlangentanz auf, eine Ceremonie, durch die der große Wassergott um hinreichende Feuchtigkeit für den Boden des ackerbautreibenden Stammes gebeten wird. Das Fest dauert 15 Tage und Nächte, drei Tage vor dem Haupttheile der Feier werden die Schlangen in der Kiva, dem unterirdischen Zimmer der Priester, gefüttert. Die Kiva bestand bei der von ihm beobachteten Gelegenheit aus einer Art Grotte, die 25 Fuß lang in einen Felsen gehauen war. In der Mitte des Raumes brannte ein kleines Ruthenfeuer, während an einem weiteren Ende der Kiva eine Art niedriger Bühne mit dem heiligen Mais und den heiligen Bohnen sich befand, welche Früchte zwölf Tage vorher unter feierlichen Veranstaltungen gepflanzt worden waren. Quer über den Boden vor der Bühne lag eine lange Stange. Die Wände und die aus Baumstämmen hergestellten Dachsparren waren mit symbolischen Figuren in Grün, Gelb, Schwarz und Roth bedeckt. Dieselben stellten die Wolken, den Regen, den Blitz und die Regengötter oder Schlangen dar. Eine gemalte Schlange nahm die ganze Länge eines Dachsparrens ein.

Die in enormer Größe und mit täuschender Natürlichkeit hergestellten Schlangenbilder, welche bei diesem Anlasse gebraucht werden sollten, waren in einem Haufen vor das wachsende Korn gelegt. Die Tänzer, etwa 30 an der Zahl, waren nackt bis auf das Lendentuch, an ihrem rechten Bein waren Klappern aus Schildkrötenschalen angebracht. Der Tanz wurde in langsamem Tempo geführt, wobei die Indianer in doppelter Reihe und im Halbkreise von einer Seite der Kiva nach der anderen und wieder zurück sich bewegten. Den Tanz begleiteten die Rothhäute mit einem langsamen, eintönigen und oft wiederholten Gesange. In Folge der Bewegungen der Tänzer schlugen die Schildkrötenschalen an einander, so daß ein Klappern entstand.

Den Inhalt des Gesanges bildete ein Gebet zu den Wassergöttern, sowie eine Anrufung der Geister des Regens. Nahe um Mitternacht ergriffen zwei Rothhäute die vor der Bühne befindliche Stange, befestigten Stricke an den beiden Enden derselben und zogen sie rasch zu den Dachsparren hinauf. Hierbei war zu bemerken, daß die Stange mit einem Vorhange in Verbindung stand, der in künstlerischer Ausführung mythische Gottheiten darstellende Figuren in verschiedenen Farben zeigte. Längs des unteren Theiles des Vorhangs befanden sich sechs große Löcher, die von beweglichen Lappen bedeckt waren. Ebenso viele nackte Indianer nahmen dann jeder eine Schlange, mit denen sie hinter dem Vorhange verschwanden, während ein anderer Darsteller, ebenfalls unbekleidet, an seiner Schulter eine Art Röhre oder Band befestigte, durch das er eine der größten Schlangen zog. Die Schlange faßte er beim Genick und hielt sie unter dem rechten Arme fest. Ein weiterer nackter alter Indianer, dem ein kleiner Beutel von der Schulter hing, versah sein Gesicht mit einer weißen Maske, die mit Federn geschmückt war.

Plötzlich erschollen hinter dem Vorhange Laute, als ob eine ganze Menagerie auf einmal ihr wildes Geschrei ausstieße. Gleichzeitig sah man durch jedes der sechs Löcher in dem Vorhange eine Schlange ihren Kopf stecken und nahezu bis zur Hälfte ihres Körpers sich herauswinden. Die Schlangen schossen mit ihren Köpfen hin und her, öffneten und schlossen den Rachen, wobei man die weißen Zähne und die fortwährend sich bewegende gabelförmige Zunge sehen konnte. Der Indianer, welcher die Schlange unter dem Arme hielt, wurde durch die Bewegungen derselben scheinbar nahezu überwältigt. Die Schlange wand sich mit ihrem häßlichen Hals um seinen Arm, stieß mit ihrer Zunge in sein Gesicht, ringelte sich mit ihrem Schwanze empor und versuchte mit mächtigem Sprunge sich zu befreien, so daß der Mann sie mit beiden Armen umfassen und fest an seinen nackten Busen pressen mußte.

Inzwischen lief der alte Indianer, so schnell er konnte, von einer der Schlangen in den Vorhanglöchern zur anderen und streute ihr aus seinem Beutel heiliges Mehl auf den Kopf. Sobald er erschien, reckten die Schlangen die Köpfe nach ihm und streckten die Zungen heraus, scheinbar aus Gier nach dem Mehle. Wenn immer ein Kopf herausschoß, schlang der Alte den rechten Arm um den schleimigen Hals der Schlange, hielt sie fest an seine Seite und ließ sie aus seiner linken Hand Mehl lecken. Während des ganzen Vorgangs hörte das entsetzliche Brüllen und Schreien hinter der Bühne nicht auf, ebenso dauerte der Singtanz die ganze Zeit an. Die Bewegungen der imitirten Schlangen aber rührten von Federn her, die von den Darstellern so geschickt gehandhabt wurden, daß die Täuschung eine vollkommene war.

Von der Durchschlagskraft der Infanteriegeschosse berichten bayerische Blätter: Bei einer Uebung im Scharfschießen am Kugelfang bei Fröttmaning zog ein Soldat des bayerischen Infanterie-Leibregiments falsch auf und brachte die Mündung seines Gewehrs gegen den Lauf des Gewehrs seines Nebenmannes. Die Kugel schlug an des letzteren Lauf, durchbohrte den Umhüllungslauf, drückte den inneren gezogenen Lauf an einer Stelle ein und schlitzte den äußeren Lauf wie eine Bananrinde der Länge nach auf.